



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

G., O.: Ueber Gesundheitspflege

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ueber Gesundheitspflege.

In England besteht zur Zeit in jeder Stadt, jedem Marktflecken und Kirchspiele eine Gesundheitsbehörde, local board of health, welche durch freie Wahl aus allen Ständen der Gemeinde sich zusammensetzt und nur an die Mitgliedschaft wenigstens eines Arztes von Fach, officer of health, gebunden ist. Woran liegt es, daß ungeachtet zahlreicher Mahnungen innerhalb der Volksvertretung und der Presse bei uns in Deutschland diese wichtige Angelegenheit so langsam fortschreitet? — Ein Anfang ist zwar gemacht, es existiren schon an einigen Orten Vereine für öffentliche Gesundheitspflege, darunter einzelne, die einen segensreichen Eifer entwickeln, auch reisen angesehene Aerzte umher, halten Vorträge über den Gegenstand und treiben zu neuen Bildungen an. Noch ist aber nicht zu bemerken, daß nur eine Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten in großen Städten sich für die Sache interessirte und sich ihrer kräftig annähme, geschweige daß auch der Durchschnittsbürger von der Ueberzeugung ausging, daß an seinem Orte, sei er noch so klein, ein solcher Verein, wenn er nicht schon vorhanden, möglich und vonnöthen ist, und strebte, ihn ins Leben rufen zu helfen.

Jene großartige Organisation entstand auf Betrieb des hygieinischen Schriftstellers (er war nicht Mediciner von Fach) Soudwood Smith, welcher vor 37 Jahren eine Agitation für Herbeiführung besserer Geseze unternahm. Nicht an Aerzte wandte er sich, sondern an Laien, und suchte diese weniger durch Worte, als durch Darlegung von Thatsachen von der Nothwendigkeit gewisser Aenderungen zu überzeugen. Nachdem statistisch festgestellt war, daß in Großbritannien jährlich 160,000 Personen durch mangelnde Gesundheitspflege ums Leben kommen, erhob ein Theil der Presse die Stimme und machte die Sanitätsreform zu ihrer eigenen Sache. Sie wurde Tagesgespräch und der Druck der öffentlichen Meinung nöthigte das Parlament zu einer Reihe von Gesezen, welche für uns ein Vorbild sein können. Der Grundsatz ward aufgestellt, daß jede Ortschaft in Bezug auf ihre Gesundheitsverhält-

nisse amtlich untersucht und nach Bedürfniß Abhilfe gebracht werden muß, sobald nur ein Zehnthheil ihrer Steuerzahler darauf anträgt.\*)

Wie energisch man in England neuerdings nach dieser Seite hin vorgeht, läßt sich an Vielem erkennen. So z. B. hat ein namhafter Arzt, John Simon, alles Ernstes die Frage aufgeworfen: — ob denn wirklich fort und fort lediglich Privatleute und Gesellschaften, Wasserleitungsunternehmer, Eisenbahn-Verwaltungen etc. verantwortlich sein sollen gegenüber Solchen, die durch die Schuld jener zu Schaden kamen, und nicht mit ebenso gutem Recht auch Localbehörden, wenn diese ihre Pflichten verabsäumen und nachweisbar Unheil dadurch verursachen, zu Geldentschädigung an die Benachtheiligten gesetzlich zu verpflichten wären? — Pettenkofer, der sich um die Anregung hygieinischer Fragen in Deutschland sehr verdient gemacht hat, sagte in seinen, im März 1873 gehaltenen Vorlesungen „über den Werth der Gesundheit“ u. A.: Wenn eine englische Ortschaft, Stadt oder Dorf, sobald sie nur 300 Steuerzahler einschließt, in den vorausgegangenen letzten 7 Jahren eine durchschnittliche höhere Sterblichkeit als 23 pro mille gehabt hat, muß sich jeder solcher Ort bei Strafe eine strenge Untersuchung auf Alles, was mit der Gesundheit zusammenhängt, gefallen lassen und je nach Befund gewisse Einrichtungen treffen. Im freien England regiert also, was Gesundheit anlangt, nicht die Majorität, sondern eine kleine intelligente Minorität.

Auf 1000 Einwohner kommen nun aber jährlich an Sterbefällen in London 22, Paris 22, (nach einer Angabe im Tempus hat sich diese Zahl neuerdings noch günstiger gestellt), New-York 28, Bombay 31, München 33, Wien 35, Berlin 37 (!), Rom 39, Madras 42. Die Hauptstadt des deutschen Reichs steht also an Salubrität unter dem „ungesunden“ Wien und München,

\*) Ueber die Gesundheitsämter sagt die „Vierteljahrschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ 1869 Heft 1, in einem inhaltvollen Aufsätze: „Durch Verbindung einsichtiger Gemeindeglieder wird, neben den für den einzelnen Fall zu erwählenden Medicinalbeamten behufs polizeilich-strafrechtlicher Untersuchungen, ein Arzt auf je drei Jahre angestellt, um die Gesundheitsangelegenheiten zu überwachen, während sich in Deutschland meistens die Geschäfte so vertheilen, daß die schwierigere strafrechtliche Voruntersuchung dem Polizeiarzt, die Beihilfe zur richterlichen Untersuchung dem Bezirksarzt und die hygieinische Sorge dem Stadiphytiker anheimfallen. Jener locale Gesundheitsrath hat die Rechte einer moralischen Person und einer Behörde, kann Steuern ausschreiben, Anlehen aufnehmen, Grundstücke erwerben, Bauten ausführen, ja er darf sogar unter Umständen einen richterlichen Befehl erwirken, der ihm gestattet, die Wohnung eines Gemeindegliedes gegen dessen Willen zu betreten, um sich von etwaigen Mißständen zu überzeugen. Unter ihm stehen: Straßengefundheitspolizei, Wasserzufuhr, Kloaken, Schwemmsele, Düngerstätten, Logirhäuser, Gasthöfe, Restaurants, Miethstuben, Feuerstätten und alle Etablissements, soweit es sich um Luft- und Bodenverderbniß handelt, Bade- und Waschanstalten etc. Die Befugniß dieser Behörden ist also eine sehr weit ausgedehnte und zwar in dem Lande, wo man auf persönliche Freiheit am eifersüchtigsten ist. Eine „Medicinalpolizei“ in unstrem Sinne giebt es in England nicht.“

und wetteifert mit Rom und Madras! Diese wenigen Zahlen sprechen laut und deutlich genug! —

Sehr beachtenswerth ist ferner, worauf Pettenkofer weiterhin Bezug nimmt: daß die Sterblichkeit in London noch zu Anfang des Jahrhunderts größer war, als jetzt in München. Hat nun auch die Wissenschaft noch nicht genau festgestellt, welche Faktoren zu der günstigen neuen Wendung beigetragen haben, so läßt sich doch gewiß daraus eine tröstliche Zuversicht entnehmen und zugleich ein Sporn zur Thätigkeit: — wir erkennen, daß wir das Ausschlaggebende bei weitem nicht so sehr in unabänderlichen Eigenschaften der Dertlichkeit Berlins, Münchens ic. zu suchen haben, als in dem, was die dort wohnenden Menschen thun und lassen.

Ueberhaupt entfaltet jenseits des Kanals und des Oceans das Vereinswesen in politischen, wirthschaftlichen und religiösen Dingen eine alle Verhältnisse durchdringende und beherrschende Macht. Nicht selten allerdings nimmt diese Macht eine verderbliche Richtung, solche Verirrungen finden aber doch früher oder später ihr Correctiv. Wir haben dort eine Anzahl lehrreicher Beispiele dessen vor Augen, was der sogenannte gemeine Mann vermag, wenn er nicht Alles von Anderen, der Regierung, der Volksvertretung, der „Wissenschaft“ erwartet, ganz aufgeht in seinen Privatgeschäften und nur für unfruchtbare Kannegießereien über hohe Politik Sinn hat. Das Nationalvermögen an Kenntnissen zeigt sich in Deutschland zwar größer, als in irgend einem Lande der Welt; pochen wir aber nicht darauf, stellen wir lieber einmal die Frage: welchen Rang unter den drei großen Culturvölkern dürfte wohl unser Vaterland einnehmen, wenn es sich nicht handelte um Lesen- und Schreibekönnen, überhaupt nicht um Wissen, sondern um Sinn und Thätigkeit für öffentliche Interessen, angenommen, daß sich die Durchschnittsquote beziffern ließe? — Sollten nicht unsre westlichen Nachbarländer auch in diesem immateriellen Besizthum mehr Reiche und Wohlhabende aufweisen, als Deutschland? — Aus England ließe sich eine Reihe der tiefgreifendsten Verbesserungen aufzählen, die sämmtlich ihren Ursprung der Initiative einzelner, der Gesetzgebung und der Verwaltung Fernstehender verdanken. Ein Mann dieses Schlages beginnt seine Thätigkeit im engsten Kreise, sucht und findet Gesinnungsgenossen, die weiter werben helfen, es entsteht ein Verein, dem sich Zweigvereine in anderen Orten anschließen, die Presse tritt dafür und dagegen auf, die Sache gelangt zur Parlamentsverhandlung und wird endlich Landesgesetz. Die Unbeugsamkeit der angelsächsischen Race, ihre stubbornness, sowie die Gewöhnung, nicht von oben her für sich sorgen zu lassen, kommt ihr hier trefflich zu Statten, während in Deutschland eine falsche Anwendung des Satzes „was deines Amtes nicht ist, da laß deinen

Vorwitz" so Viele, denen es keineswegs an Einsicht fehlt, zu thatlosem, achselzuckendem Geschehenlassen verführt.

Bis in die kleinsten Einzelheiten geht jenes Streben. So z. B. eröffnete vor etwa 25 Jahren ein Letter to the Editor der Times den Kampf gegen das bis dahin für Visitenkarten fast ausschließlich gebrauchte Glacépapier mit dem Nachweise, daß die Bereitung dieser Kalkmasse die Gesundheit der Arbeiter schädigt. Zeitungen schlossen sich mit Leitartikeln an, der Vorstand eines angesehenen Clubs forderte seine Gesellschaftsgenossen zu der schriftlichen Willenserklärung auf, künftig ihre Karten nicht mehr auf dieses Papier drucken zu lassen, einige Damen der vornehmen Welt verwendeten sich in ihren Kreisen für den nämlichen Zweck, und es dauerte kein Jahr, so war die Sache durchgesetzt: — man benutzte fast nur noch Cartonpapier für Karten, glacierte galten für unfashionable, nicht gentlemanlike. Auch in derlei kleinen Dingen tritt der charakteristische Unterschied in den nationalen Anschauungen hervor. In Frankreich wird die Ehre darin gesucht, für homme de monde zu gelten, Geburt, Stellung, Neußerlichkeiten, Schliß, Appretur geben den Ausschlag, was dahinter steckt, ist nebensächlich; der Engländer bezeichnet mit gentleman, was ihm in geselliger und allgemein menschlicher Beziehung erstrebenswerth, mustergiltig scheint, und der Begriff des Wortes legt dem Träger Verpflichtungen auf, welche im Sittlichen ihren Schwerpunkt haben. So hoben denn auch die den Gegenstand behandelnden französischen Journalartikel zunächst das extérieur distingué und die Neuheit des Satinpapiers hervor, und thaten nur beiläufig des Umstands Erwähnung, daß die Fabrication des letzteren (die Erfindung ist französisch) gesundheitswidrig sei.

Hier noch ein Beispiel aus neuester Zeit wie praktische Staatsmänner in England sich zu diesen Fragen stellen. Bei einem Meeting in Manchester sagte Disraeli folgendes: „Nach meinem Dafürhalten ist Verbesserung des Gesundheitszustandes des Volkes die sociale Aufgabe, welche allen anderen voranzugehen hat und in erster Reihe die Aufmerksamkeit der Politiker jeder Partei in Anspruch nehmen muß. Gute Wohnung, Reinheit des Trinkwassers und der Athemluft, unverdorrene Nahrung, sind Bedingungen der Menschenwohlfahrt . . . . Ich wiederhole, die hygieinischen überragen an Wichtigkeit alle anderen Gegenstände, und für den praktischen Staatsmann darf keiner höher stehen . . . . Ich muß nachdrücklich wiederholen, daß die hygieinischen Fragen nicht nur schwerer ins Gewicht fallen, als alle anderen das Staatsinteresse betreffende, und zwar nicht nur schwerer als die principiellen Fragen, welche Parteien scheiden, sondern auch schwerer noch als jene, die durch ihre hohe Bedeutung alle Parteiunterschiede vermischen.“ — Darauf sprach sich Lord Derby in ganz gleichem Sinne aus. „. . . . Die Menschen lernen es nur langsam begreifen, bis zu welchem Grade ihr Wohlbefinden von ihnen

selbst abhängt; sie sind geneigt, jenes achtungswerthe Streben, Unvermeidliches gelassen hinzunehmen, mit einer stumpfen Ergebung zu verwechseln, welche jedem, auch dem zu beseitigenden Uebel gegenüber unthätig bleibt . . . Hygienischer Unterricht ist noch wichtiger, als hygienische Gesetzgebung.“

Natürlich gestaltet sich die Wirksamkeit örtlicher Gesundheitsbehörden zu einer viel tiefer greifenden, als wenn Alles auf Anregung eines Beamten oder Mitglieds der Communalvertretung gestellt ist. Wie Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheit oft von Stadtverordneten und Bürgermeistern behandelt werden, wissen wir ja Alle. Daß der Nutzen localer boards of health sich aber nicht darauf beschränkt, öffentliche Schädlichkeiten hinwegzuräumen und Einrichtungen für das Gemeinwohl zu schaffen, sondern daß jene aus Laien verschiedenster Berufsclassen zusammengesetzten Körperschaften auch in die Familien vernünftige Ansichten über naturgemäße Lebensführung tragen und schädliche Vorurtheile ausrotten helfen, zeigt sich in der Thatfache daß nirgends die Gesundheitspflege höher angesehen, weiter ins Privatleben und ins Volk gedrungen ist, als bei den Briten. Auch gibt es dort selbst in den größten Städten keine eigentliche Wohnungsnoth; finden sich überfüllte oder sonstwie ungesunde Quartiere, so genügt ein Befehl des localen Gesundheitsamts, um sie zu räumen. Hier böte sich uns also Gelegenheit, zu lernen, und an Volkskraft zu gewinnen. Wie lange wird es noch dauern, bis wir im deutschen Reiche so weit sind? Wäre es ein neuer Stoff für Paletots oder Beinkleider, so wäre die english fashion längst auf dem Festlande heimisch. In New-York wurde 1866 ein hauptstädtisches Gesundheitsgesetz, Metropolitan Health Bill, erlassen, welches städtische Aemter einsetzt. Dort gibt es auch öffentlich ausliegende Bücher, in die Jeder Beschwerden einschreiben darf.

Noch vor dreißig oder vierzig Jahren war dem Nichtgelehrten das (dem deutschen Ohre freilich fremd genug klingende) Wort „Hygiene“ ebenso unbekannt, wie die Sache selbst. Was mit „Krankenpflege“ gemeint war, wußte jeder Bauer, wer aber den Ausdruck „Gesundheitspflege“ selbst vor Gebildeten gebraucht hätte, würde entweder stutzige oder spöttische Mienen zu sehen bekommen haben, als ob er eine Lächerlichkeit gesagt hätte. Huse-lan d's berühmtes Werk war auf die „Verlängerung des Lebens“ gerichtet. Im Vorwort heißt es: „. . . Man darf die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern (Makrobiotik) nicht mit der gewöhnlichen Medicin oder medicinischen Diätetik verwechseln. Sie hat andren Zweck, andre Mittel, andre Grenzen. Der Zweck der Medicin ist Gesundheit, der der Makrobiotik hingegen langes Leben; die Mittel der Medicin sind nur auf den gegenwärtigen Zustand und dessen Veränderung berechnet (im Jahre 1875 faßt der

bessere Theil der Aerzte sie wohl anders auf), die der Makrobiotik außs Ganze. Dort ist es genug, wenn die verlorene Gesundheit hergestellt wird, man fragt nicht, ob dabei das Leben verkürzt wird (!). Die Medicin muß jede Krankheit als Uebel ansehen, welches nicht rasch genug weggeschafft werden kann die Makrobiotik zeigt, daß manche Krankheiten Verlängerungsmittel des Lebens werden können.“ — Hieraus wie aus dem ganzen Inhalte ist ersichtlich, daß nicht der gefeierte und verdienstvolle Hufeland, so vielsache Anregungen er auch gegeben haben mag, sondern erst eine spätere Zeit ihre Hauptaufgabe voller erfaßt hat und ins praktische Leben einzuführen bemüht ist.

Tiefgewurzelt, dickstämmig und hartkörnig wie eine tausendjährige Eiche stand der Volksaberglaube an die Wunderkraft der Heilkunst da, und alle kleinen Neckereien, die in Komödien, Volksliedern („Doktor Eisenbart“ u. s. w.) und Bildern an ihm ausgeübt wurden, vermochten ihm nichts anzuhaben. Die ersten kräftigeren Arzthiebe dagegen gingen von der letzten Generation aus. Wird es wohl der nächsten beschieden sein, den gewaltigen Stamm niederzulegen? — Wird das zwanzigste Jahrhundert — wie das Bonifacius-Zeitalter aus dem Holze gefällter, den alten Götzen geheiligter Bäume christliche Kirchen errichtete — den Stamm verwerthen, um der Tochter Aeskulap's Tempel zu bauen? — Unverblümt ausgedrückt: wird in den nächsten Geschlechtern die Mehrzahl der Menschen erkennen, worauf es ankommt, wird sie ihre Aufenthaltsstätten und ihre Lebensgewohnheiten vernünftiger und gedeihlicher gestalten lernen? —

In E. Reich's „System der Hygiene“ ist das Werk eines Engländers, J. Mackenzie, verzeichnet: „Geschichte der Gesundheit und die Kunst, sie zu erhalten“, 1762 ins Deutsche übersezt. Dies scheint der erste in größerem Stile gemachte Versuch, den Gegenstand unter Laien anzuregen, und vielleicht schöpfte Pestalozzi — welcher eine naturgemähere Behandlung und körperliche Kräftigung der Jugend anstrebte, und u. A. auch die, seit dem hellenisch-römischen Alterthum so gut als vergessene Gymnastik wieder zu Ehren zu bringen suchte — einen guten Theil seiner Ideen aus jenem Werke. Von noch älteren Büchern findet sich eins aus dem 17. Jahrhundert\*). An Pestalozzi knüpfte der Schnepfenthaler Salzmann an. Friedrich Ludwig Jahn, der „Turnvater“, darf wenigstens als Wiedererwecker der Gymnastik gelten, denn Keiner vor ihm hat so kräftig und nachhaltig für methodische Körperübungen der Jugend das Wort genommen, um deren weitere Fortbildung später Gutsmuths, Spieß, Maßmann u. A. sich bemühten.

\*) *Mercurialis, de arte gymnastica libri sex, in quibus exercitationem omnium vetustarum genera, loca, modi, facultates et quidquid denique ad corporis humani exercitationes pertinet diligenter explicatur.*

Daß das Turnen eines der wichtigsten hygieinischen Erziehungsmittel ist, unterliegt keinem Zweifel und unsre Zeit kann sich fürwahr „gut Heil“ zurufen, daß dasselbe endlich nicht mehr in Ungnade bei den Regierungen ist. Zu wünschen wäre freilich, daß die Aufsichtsbehörden gegen gewisse Ausartungen und Uebertreibungen, Kunststückmacherei, Akrobaten- und Athleten-spielerei strenger wären.

Der neueste Zweig der Gymnastik, die von Ling erfundene schwedische, „ein anatomisch-physiologisch begründetes, organisch gegliedertes, methodisch vorschreitendes System der Körperausbildung durch schulgerechte Kraftübungen“, ist namentlich auch für Heilzwecke vielfach angewandt und wird von angesehenen Ärzten empfohlen. Von anderen wird auch sie beschuldigt, in Spielereien zu fallen, noch keine Stimme hat jedoch meines Wissens gewagt, sie ganz und gar zu verdammen. Künftige Zeiten werden wohl mehr und mehr das Wichtige vom Unwesentlichen unterscheiden lernen und Alt und Jung planmäßige Körperübungen in frischer Luft in den täglichen Lebens-Rhythmus aufnehmen, wie das Frühstück und Mittagessen. Selbst Vielbeschäftigte werden dereinst dafür „Zeit haben“, nöthigenfalls dem Aufenthalt in überfüllten, dumpfen, tabaksqualmigen Kaffeehäusern und Bierkneipen \*) eine Stunde abbrechen.

Freudig muß die Lebhaftigkeit begrüßt werden, mit der die große Frage der Schulgesundheitspflege seit einigen Jahren in der Presse verhandelt wird. Schon 1791 stellte D. P. Frank (System einer medicinischen Polizei. Frankenthal) eine Reihe darauf bezüglicher Forderungen, die man

\*) Nach der Versicherung eines alten Touristen, der in vier Erdtheilen umhergepilgert war, kommt etwas von der Art deutscher Bierhöllen sonst nirgend in der Welt vor, wo nicht Deutsche angesiedelt sind. Die unterirdischen, geheizten Winterwohnungen in Sibirien, ohne Rauchfang, können sich auch keiner erfreulichen Athemluft rühmen, zumal an der Decke gedörrte Fische reihenweise aufgehängt zu sein pflegen, auch allerhand Abfälle in dem „Concert von Wohlgerüchen“ ihr Instrument spielten; die schlimmsten Zeiten seien dort aber doch nur kurz, bevor das Feuer völlig in Brand ist. Meinem Gewährsmann zufolge erreichten indeß diese Räume an Spelunkenhaftigkeit noch immer nicht viele deutsche Bierstuben, in denen die Verqualmung, Hitze und Luftverdorbtheit von den Nachmittags- bis zu den Nachmitternachtsstunden in Permanenz ist.

Noch höre ich das schallende Gelächter des seligen Gerstäcker, als ich ihm einst an einem Leipziger Biertische die obige ethnographische Notiz zum Besten gab. Ein krampfartiger nichtendwollender Jubel war die erste Antwort des Weitgewanderten. Darauf machte er eine kurze Athempause, die er vermuthlich auch benutzte, um mit der Geschwindigkeit des Faustmantels seine verschiedenen Absteigequartiere prüfenden Blicks zu durchfliegen. Als er die Sprache wiedergefunden, rief er: „Der Mann hat recht“, lachte dann aber- und aber-mals, nur von kurzen Worten unterbrochen, „wahrlich recht“, „völlig recht“, „bitter recht“. Gerstäcker's Lachen hatte etwas Anstößendes, und so lachten wir beide, bis wir vor Seitenstechen nicht mehr konnten. Seitdem pflege ich, so oft ich aus kameradschaftlichen Gründen in einer Bier- und Tabakshölle aushalten muß, an jenen lustigen Abend zu denken, und komme so leidlich hinweg über Athemnoth, Brustschmerzen, Husten und Verrger. —

heute allgemein berechtigt findet, seine Mahnungen verhallen aber wirkungslos. 1836 trat Lorinser mit einer Schrift auf, worin er namentlich die Zahl der Lehrstunden, der Unterrichtsgegenstände und der häuslichen Arbeiten vermindert wissen wollte, und rief viele Erwiderungen (Müllers, Grinzius, Köpfe u.) hervor, Andere (z. B. Froberg) stimmten ihm bei. Ob nun das Uebel selbst oder nur der Blick dafür noch nicht weit genug gediehen war, genug, eine Reihe von Jahren geschah nichts. Erst ganz neuerdings wird in Schrift und Wort das Drängen nach Reformen allgemeiner und, wie es scheint, der Widerstand der Schulmänner schwächer, auch Behörden erweisen sich aufmerksamer und bereitwilliger. Man stellt Ermittlungen verschiedener Art an und es ist zu hoffen, daß die Angelegenheit allmählich in Fluß kommt. Eine fühlbare Besserung dürfte aber kaum eher zu erwarten sein, als bis auch unter den Eltern der Schulkinder und den Baumeistern die Erkenntniß sich ausbreitet und zur Anwendung gelangt, daß es sich hier um Dinge handelt, die nicht nur einen hohen gesundheitlichen, sittlichen, wissenschaftlichen, politischen, volkswirtschaftlichen Werth, sondern auch — einen sehr erklecklichen Geldwerth haben. Man muß darum Pettenkofer ein herzliches Bravo zurufen, daß er in seinen Münchener Vorträgen, nachdem sich herausgestellt hat, daß der Durchschnitts-Münchener unter hundert Tagen fünfse krank ist\*), den Werth der Gesundheit und die Kostspieligkeit der Krankheit in Gulden und Kreuzern vorrechnet. Solcher Mittel bedarf es, um — doch genug davon.

Unter den Männern, die sich in den letzten 20 Jahren der Sache annahmen, darunter auch Pädagogen, seien hier nur aufgezählt: Virchow, Schraube, Bock, Reclam, Paul Niemeyer, Varrentrapp, Flinzer, Fahrner, Guillaume, Coronel, Falk, Lion, Fröbel, Thomé, Schildbach.

Das Verdienst, in den weitesten Kreisen des deutschen Publikums den Sinn für eine vernünftige Gesundheitspflege geweckt zu haben, gehört den beiden letzten Jahrzehnten an. Professor Bock, der kürzlich Dahingeschiedene war es, welcher im gelesensten, in alle Volksschichten eindringenden deutschen Blatte, in der Gartenlaube, dann im „Buche vom gesunden und kranken Menschen“, aufs Nachdrücklichste betonte, wie schwierig und zweifelhaft die Wiederherstellung der Gesundheit in den meisten Fällen, wie verhältnißmäßig leicht hingegen ihre Erhaltung und Befestigung ist, und der nicht müde

\*) In Berlin, Wien u. a. großen und Mittelstädten wird's kaum besser sein. Und wie würde sich das Verhältniß nun gar erst stellen, wenn nicht bloß eigentliche Krankheit, Bettlägerigkeit, völlige Arbeitsunfähigkeit, sondern auch alles chronische Siechthum beziffert werden könnte! — Im preussischen Heere war in den Jahren 1846 bis 63 durchschnittlich jeder Soldat, also eine engere Auswahl der Gesunden im kräftigsten Lebensalter, 16 Tage jährlich krank. Auf Arbeiter über 60 Jahre alt pfelegen 40 Krankheitstage im Jahre zu kommen! —

ward, diese Wahrheit in den verschiedensten Tonarten, die auch ins pädagogische Gebiet griffen, aber- und abermals zu wiederholen vor einem so zahlreichen Leserkreise, wie er keinem andren Preßorgan zu Gebote steht.

Oft, namentlich von Aerzten, hört man Vorwürfe gegen populär medicinische und anthropologische Schriften erheben, erstens, daß sie ängstliche Gemüther zu völligen Hypochondern machten, zweitens das Vertrauen des Publikums zu den Aerzten und zur Heilkunst überhaupt erschütterten, drittens Halbwisserei und Dilettantismus förderten. Auf den letzten Vorwurf wäre dasselbe zu erwidern, was sich gegen jede auf Bildung gerichtete Thätigkeit einwenden läßt: entweder müssen wir den Standpunkt der Encyklika und des Syllabus festhalten, welcher das ganze Streben unsrer Zeit, Erkenntniß in die unteren Volksschichten zu tragen, verwirft und für Teufelswerk erklärt, oder wir müssen einsehen und einräumen, daß eine diesem Zeitgeist gemäße und wirksame Thätigkeit zunächst einen Uebergangszustand schafft, der mit allen Unzukömmlichkeiten und Gefahren eines solchen behaftet ist. Halbes Wissen ist nur eine Brücke von der vollständigen Unwissenheit zur tüchtigen, wünschenswerthen Bildung, eine Brücke, die betreten werden muß, weil sie sich nicht überspringen läßt. Das Vertrauen zu der Macht der Heilkunst, wie es noch heute den größten Theil der Masse beherrscht, ist gerade ein Haupthinderniß der richtigen anthropologischen Erkenntniß und Gesundheitspflege, nöthigt ferner die Aerzte zu tausend unwürdigen, zum Theil schädlichen Gaukeleien. Endlich läßt sich behaupten, daß die Hypochondrie in demselben Verhältnisse abnehmen muß, in welchem die Eltern lernen, ihre Kinder gleich von der Geburt an verständiger zu behandeln und zu erziehen, und so Schwächen und Kränklichkeiten des Körpers und Gemüths im heranwachsenden Geschlechte rechtzeitig vorzubeugen. Aus diesem Grunde haben denn auch Bock und nach ihm Andere sich bemüht, auf Mütter und Schulmänner durch Vorlesungen und Schriften zu wirken, wie „Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers in Wort und Bild“, 8. Auflage, Leipzig 1873“ und „Ueber Pflege der körperlichen und geistigen Gesundheit des Schulkinds“ bezeugen. Im erstgenannten Buche wird mitgetheilt, daß der Bildhauer Steger in Leipzig unter Anleitung Bock's Lehrmittel aus Gips verfertigt hat, welche die verschiedenen menschlichen Körperorgane in ihrem Bau veranschaulichen. Das Schriftchen „Die österreichische Musterschule für Landgemeinden in der Weltausstellung, im Auftrage des Comités der Schulfreunde verfaßt vom Bezirkschulinspektor Schwab in Wien“, meldet, daß jene Lehrmittel schon in vielen österreichischen Landgemeinden eingeführt sind. Das bekannte Wort, daß 1866 „der preußische Schulmeister den österreichischen geschlagen“ habe, scheint also an der Donau Früchte tragen zu wollen.

In älterer Zeit gab es Quarantaine-Anstalten gegen die Pest und das gelbe Fieber, Verordnung über Absperrung von Menschen, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, über den Vertrieb von Giften, gegen den Verkauf verfälschter Nahrungsmittel, über Behandlung Verunglückter und Scheintodter, über Pockenimpfung, in Schulen wurden Abbildungen schädlicher Pflanzen und Thiere vorgezeigt. Alle Maßregeln zielten aber nur auf Abwehr von acuten Krankheiten, Epidemien, raschen Todesfällen: — Niemand dachte daran, der Kränklichkeit, dem chronischen Siechthum entgegen- und auf Kräftigung des heranwachsenden Geschlechts hinzuwirken. Daß der Culturfortschritt von so manchen, dem körperlichen Gedeihen feindlichen Elementen begleitet war, sah man wohl, klagte darüber, that aber nichts zur Abhilfe. Dank den Mahnungen hygieinischer Schriftsteller der neuesten Zeit fängt man nun hier und da endlich an, einzusehen, daß unsre Schullocalen die Gesundheit der Kinder vielfach schädigen und bemüht sich, Abhilfe zu schaffen: man baut neue Häuser mit größeren, höheren, besser beleuchteten und ventilirten Zimmern, sorgt für zweckmäßigere Bankische (Subsellien) u. s. w. Noth thut es gewiß und es ist ein Wunder, daß die klerikalen Gegner des Schulzwangs noch nicht von diesem Punkte aus die sonst so gute Sache bekämpften. Möchten wir doch eilen, die Waffe zu zerbrechen, bevor sich der Feind ihrer bemächtigt. Denn alle Sachkundigen stimmen darin überein, daß in den Schulen der Grund gelegt wird zu zahllosen Brust-, Unterleibs-, Nervenkrankheiten, Verkrümmungen, Augenschwäche u. dgl. m.

Um in Bezug auf letztere hier nur ein Beispiel zu erwähnen: ich sah vor zwei Jahren die tabellarisch zusammengestellten Ergebnisse der Untersuchung in einer Töchterschule, nach welcher die Kurzsichtigkeit von Klasse zu Klasse in einer entsetzlichen Steigerung zunimmt. Jahrzehnte werden wohl noch hingehen, ehe etwas Durchgreifendes geschehen ist, darum könnten und sollten wenigstens wir Erwachsenen, Jeder in dem Kreise, in welchem er Einfluß hat, streben, nach der Richtung Einiges zu thun, um frühere Begehungs- und Unterlassungssünden möglichst wieder gut zu machen, theils um der Kinder willen und als gutes Beispiel für sie, theils zu eignem Besten. Wie Viele von uns denken aber daran, zu Hause Einrichtungen demgemäß zu treffen? Anstatt die Sehweite unsrer Augen zu prüfen und hiernach beim Lesen und Schreiben, in der Wahl von Stühlen und Tischen zu verfahren, hängen wir schlechten Gewohnheiten nach und lassen, Alles dem Zufall anheimstellend, Zimmerleute, Tischler, Tapezierer, Möbelhändler mit unsren Wohnungen schalten und walten. In den öffentlichen Lesezimmern, die meist ohnehin schon schlecht genug beleuchtet sind, pflegen die ungünstigsten Plätze mit Vorliebe benutzt zu werden. In Folge dieser geistigen Kurzsichtigkeit macht die

leibliche Kurz- und Schwachsichtigkeit von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte, Hand in Hand mit andren Leiden. Einer thörichten Mode zuliebe sperren wir das Tageslicht ab durch dunkle Vorhänge; Sekretäre, Arbeitstische stehen meist am unrechten Platze, und haben zu wenig oder falsches Licht. Daß die Sehkraft geschont und länger erhalten wird, wenn beim Lesen und Schreiben das Objekt in angemessene Entfernung von, und möglichst parallel mit dem Gesicht gebracht ist, nicht in einen rechten Winkel, und während der Arbeit, namentlich bei künstlichem Lichte, hier und da, etwa alle halbe Stunden, Erholungspausen von einigen Minuten eingeschoben werden, beachtet unter Hunderten kaum Einer. Fehler in der Wahl der Gläser und der Gestelle der Brillen sind an der Tagesordnung. Unter zehn Brillenträgern sitzen bei neunten die Gläser nicht so, daß durch ihren Mittelpunkt geblickt wird, außerdem schief, zu nah oder zu fern. Geschadet wird auch durch die modischen „Augenklemmer“ und den übermäßigen Gebrauch von Operngläsern. Geht es im bisherigen Stile fort, so werden in den gebildeten Ständen der Städte bald unbewaffnete Augen unter die Seltenheiten gehören.

Einem gelehrten Freunde, der sich berufsmäßig mit physikalischen und photometrischen Forschungen beschäftigt, stellte ich, angeregt durch Aeußerungen eines Augenarztes, die Frage: ob sich nicht ein, vielleicht auf Photographie fußendes Instrument zur Prüfung der Lichtstärke herstellen lasse, welches namentlich in Schulzimmern eine Art Polizei in Bezug auf die Beleuchtung üben könnte. Er antwortete, daß ein solches Instrument nicht ausführbar sei, weil man Licht nicht wie Wärme, Elektrizität und Magnetismus messen könne und die Herstellung einer absoluten, unveränderlichen Lichtmenge große Schwierigkeiten habe. Für wissenschaftliche (astronomische) Zwecke und mit Hilfe einer Experimentaluntersuchung gäbe es wohl ein derartiges Instrument und sei neuerdings angewandt, dasselbe würde jedoch für jene praktischen Zwecke unbrauchbar sein. Weiterhin sagte er: durch eine solche ängstliche Fürsorge, wenn sie überhaupt möglich wäre und einträte, dürfte die Zunahme der schlechten Augen bei künftigen Generationen nur noch gesteigert werden. Unsre Groß- und Urgroßväter hätten beim Scheine von Talglätern gearbeitet und sie und ihre Kinder gute Augen gehabt, weil das Organ genöthigt war, sich den ungünstigen Beleuchtungsvorrichtungen anzupassen und dadurch gleichsam abzuhärten; heute aber, wo dergleichen Schwankungen der Helligkeit durch fortschreitende Verbesserungen der Beleuchtungsmittel beseitigt seien, hätten die Augen weniger Veranlassung, ihre Widerstandskraft zu üben und seien so verweichlicht. Nach den Grundsätzen der natürlichen Züchtung und der Entwicklung eines umfassenden Anpassungsmechanismus unsres Körpers sei deshalb eine solche ängstliche Prophylaxis verwerflich. —

Ich möchte wohl wissen, wie Ophthalmologen über die Sache denken. Daß unsere Großväter gute Augen trotz der Talglöcher hatten, scheint mir schon hinlänglich dadurch erklärt, daß man damals weniger stubenhockte, überhaupt nicht so viel bei künstlichem Lichte arbeitete, nicht in so frühem Alter zur Schule ging und in vielen anderen Dingen naturgemäßer lebte, als jetzt. Wäre zeitweilige unzulängliche Beleuchtung ein geeignetes Mittel zur Stärkung der Augen, so müßte wohl auch die Widerstandskraft der Lunge gekräftigt werden durch häufige Herabsetzung derselben auf schmale Kost an Athemluft, was sich doch keineswegs annehmen läßt. — Das schärfste Gesicht von allen Berufsclassen hat durchschnittlich der Seemann, welcher sein Auge fortwährend an weit entfernten Objecten im Freien zu üben genöthigt ist; ihm zunächst stehen Forst- und Landleute, während wir Stadtmenschen immer tiefer in die Augenschwäche und die geschliffenen Gläser gerathen. Denken wohl viele städtische Lehrer daran, bei Spaziergängen mit den Kindern diese methodisch im Sehen in die Ferne zu üben? —

Aus den Zeitungen erfährt man, daß in einigen Lehrerseminarien, auch sogar in Volksschulen der Unterricht in der Gesundheitspflege bereits anfängt, Eingang zu finden. (Bei der Gelegenheit läßt sich die Frage aufwerfen: warum wird das gute Beispiel, das die Münchener Universität gab durch Errichtung eines akademischen Lehrstuhls der Hygiene, nicht häufiger nachgeahmt? —) Mag es auch noch so viel Unsicheres in dem Bereiche geben, mag ferner das Jugendalter wenig Sinn haben für solche Dinge — zugleich sein Glück und sein Unglück! — so kann es doch unmöglich ganz fruchtlos sein, wenn wenigstens gewisse allgemeine, durchaus festgestellte Regeln (z. B. so und so habt ihr Brust, Augen, Haut, Zähne zu behandeln; schiefe oder gebückte Haltung hat die und die Nachteile; ihr sollt die Speisen gut kauen, und zwar nicht vorn, auch nicht blos an einer Seite, sondern abwechselnd an beiden; nicht der Mund, sondern die Nase ist zum Athemholen bestimmt; die und die Vorschriften der Reinlichkeit dienen auch der Gesundheit u.) der Jugend schon in den ersten Schuljahren eingepreßt werden. Manches durch das elterliche Haus bereits halb Verdorbene ließ sich da vielleicht wieder gut machen.

Könnte nicht ein Gesundheits-Zumpt die Grundregeln der Diätetik in Verse bringen? — Wie lieb dem Volke und der Jugend Vers und Reim ist, wie leicht und anhaltend sich mit ihrer Hilfe Alles dem Gedächtniß einprägt, wie beflissen die unteren Bildungs- und Altersklassen sind, was ihnen nicht in dieser Form gereicht wird, sich selber so zurecht zu machen, sehen wir allenthalben. Bedeutet doch auch „sich einen Vers drauf machen“ etwas zum Bewußtsein oder zur praktischen Anwendung zu bringen. Die Soldaten

haben sich die Hauptstücke ihres Exercierreglements versifficirt. Könnte es in der Fibel nicht z. B. anstatt:

„Der Affe gar possirlich ist,  
Zumal wenn er vom Apfel frisst.“

lieber heißen:

Das Augenlicht in kurzer Frist  
Beschädigt, wer im Zwieliicht liest,

und so fort durchs Alphabet, bis unter Z die Zähne an die Reihe kämen? —  
Streitfragen möchten einstweilen noch wegbleiben, z. B. ob das alte Verschen

Nach dem Essen sollst du stehn  
Oder tausend Schritte gehn

noch Giltigkeit hat, oder ob die neuere Lesart die richtigere:

Nach dem Essen sollst du ruhn  
Oder auch ein Schläfchen thun.

Der alte Doctor Boerhaave ging schon im siebzehnten Jahrhundert voran in der Versiffication mit seinem „Kopf kalt, Füße warm, beschweren nicht den Darm“.

Auch in technischen Lehranstalten sollte jener Unterricht eingeführt werden. Hier wäre aufmerksam zu machen auf Schädlichkeiten, welche das Local und Material der Arbeit, die Vorrichtungen, Geräthe, Maschinen, die Abgänge in den Fabriken für die Arbeiter, die Abnehmer und die Nachbarn herbeiführen könnten und Vorbeugungsmittel anzugeben. Aus diesen Anstalten gehen Fabrikherren und Werkführer hervor, in deren Hand oft das Wohl Tausender gelegt ist. Wer für Rücksichten der Menschlichkeit unempfänglich ist, sollte sich wenigstens durch das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 bestimmen lassen, auf seiner Hut zu sein. Auch an der Stelle liegt ein Stück Lösung der „socialen Frage.“

Und warum wird, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, unserer Jugend Rath in Gesundheitsangelegenheiten vorenthalten? — Weil die Schule sagt: das ist nicht meine Sache, sondern die der Eltern. — Die Eltern erklären einstimmig: davon verstehen wir nichts (hierin haben sie völlig recht) die Herren Aerzte sollten dafür sorgen. — Die Herren Aerzte lassen sich vernehmen: (daß Viele von ihnen denken könnten: „wenn wir euch gesund erhielten, müßten wir ja verhungern“, wollen wir nicht glauben! —) uns befragen die Leute erst, wenn sie krank sind, wie sollen wir uns Gehör und Gehorsam verschaffen bei Gesunden, und gar bei der leichtsinnigen Jugend? Dafür ist die Literatur da. — Wenden wir uns nun an die Schriftsteller, so heißt es: schreiben wir euch etwa nicht Bücher genug? Wie viele von

euch 40 Millionen kaufen und lesen sie denn aber? Der wohlhabende Deutsche faßt eher den Entschluß, sich einen Backzahn ausziehen zu lassen, als ein Buch zu kaufen. Und wieviele der Leser unserer Bücher lernen denn wirklich daraus? Allenfalls die Redacteurs weitverbreiteter Zeitschriften können etwas Erkleckliches thun, an solche richten Sie Ihr Verlangen. — Wir treten ins Redaktionszimmer einer großen Zeitung, warten eine Stunde und erhalten dann den kurzen Bescheid: gehört nicht in unser Ressort, wir befassen uns nur mit Politik, Tagesbegebenheiten, Literatur und Kunst. — Einer der Mitredacteurs, der das Gespräch angehört, folgt uns und flüstert auf der Treppe: Klopfen Sie bei den Herausgebern von Volksblättern an. — Wir scheuen auch diesen Versuch nicht, kommen endlich zu Worte, kaum hat aber der geschäftsüberladene Machthaber unser Anliegen halb gehört, halb errathen, so unterbricht er: Noch mehr sanitätische Rathschläge, als wir bereits seit jeher geben, verlangen Sie von unsrem Blatte? Sind Sie bei Troste, lieber Mann? fragen Sie doch nur herum, wer solche Artikel vorzugsweise liest. Nicht die Jugend, nicht die Väter, Mütter, Lehrer, Erziehler, sondern die kränkelnden Onkels und hysterischen Tanten, denen nicht zu helfen ist, Jeder sucht sich blos das, was in seinen Kram paßt, saugt einige neue hypochondrische Schrullen heraus und bleibt so klug wie zuvor. Die Volksvertretung sollte sich der Sache annehmen. Ich danke Ihnen übrigens für Ihre freundliche Theilnahme. Leben Sie wohl. — Unsere letzte Zuflucht ist eine Petition an den Reichstag, zehn Bogen stark, illustriert durch bildliche Darstellungen, u. A. eine deutsche Schulstube, eine Proletarierwohnung, einen greisen Bureaubeamten zc. Das Schriftstück erregt bei der Petitionscommission viel „Heiterkeit“ und erhöht das Gebirge der Eingaben um  $\frac{1}{2}$  Centimeter. —

Wann jener negative Kompetenzconflikt zur Entscheidung kommt, läßt sich nicht absehen, deßhalb sei der Antrag gestellt: thue ein Jeder, der sich dazu befähigt fühlt, als ob er auch berufen wäre, einzugreifen, und suche mündlich, schriftlich, gedruckt für die Sache zu wirken, so weit seine Kräfte reichen. Gewinnt er nur einen einzigen Gesinnungs- und Thätigkeitsgenossen, so hat er sich nicht vergeblich bemüht.

D. G.